

Herrn von Kleeman's Socken.

Humoreske von C. Faber. Vor zwanzig Jahren hatte Herr von Kleeman noch volles dunkles Haar und blühende blaue Augen. Oftmals schlich ihm „Wehmuth in's Herz hinein“, wenn er im Spiegel seine allzu komplett gewordene Gestalt, die blante Wölbung seines Kopfes und die mattgewordenen Augen ansah, die ihm daraus entgegenblitzten.

Da kam der Diener herein und brachte einen Brief mit vielen fremdländischen Marken darauf. „Aus Amerika“, murmelte der Empfänger verwundert. „Das ist doch merkwürdig, daß ich gerade heute an all die Leute denken mußte, die von Borowitz und meinen anderen Gütern nach und nach gen Amerika gezogen sind.“ Er öffnete den Brief und siehe da — ein paar schöner graumollener Socken fiel ihm daraus entgegen. Ein Brief lag dabei, der lautete: „Hochverehrter und lieber Herr Kleemann! Es ist ein bißchen lange her, daß wir uns zuletzt gesehen haben, aber Sie waren immer so freundlich zu mir, daß ich denke, Sie werden mich nicht ganz vergessen haben. Ich bin die Maruscha Kroschkin aus Borowitz. Ich habe es nicht vergessen, daß ich Ihnen vor zwanzig Jahren so oft versprochen habe, Sie sollten auch ein Paar Strümpfe von mir bekommen. Es ist zwar recht spät geworden, aber ich wollte doch mein Versprechen halten, und hier sende ich Ihnen also die Socken, die ich mit viel Liebe gestrickt habe. Wir hatten Sie nämlich immer alle sehr lieb, hochgeehrter Herr, wenn wir auch bloß geringere Leute waren. Da ich Ihnen nun einmal schreibe, will ich auch gleich erzählen, wie es uns hier geht. Die Eltern sind alt und schwach geworden und können nicht mehr arbeiten. Aber das macht nichts. Ich bin jetzt achtundzwanzig Jahre und kann daher desto mehr arbeiten. Ich bin Abtheilungsvarsteherin in dem großen Waarenhaus bei Johnston und verdiene genug für mich und die Eltern. Natürlich kann ich noch nicht an's Heirathen denken, denn das Sparen geht langsam. Aber wenn auch der Bronislaw sehr ungeduldig ist und gar keine Einigkeit hat, so muß er doch warten, bis ich noch bessere Einnahmen habe, damit ich nicht bloß allein auf das angewiesen bin, was er verdient; denn meine Eltern will ich ganz allein erhalten. Bronislaw, an den Sie sich wohl noch erinnern, ist zwar sehr gut und will meine Eltern auch mit erhalten, aber dazu bin ich zu stolz. Sie sehen also, werther Herr von Kleemann, daß es uns Gott sei Dank sehr gut geht, so daß wir nicht, wie so viele unserer Landsleute, unser Hierherkommen zu bedauern brauchen. Nach der Heimath ist uns zwar manchmal bange, und wenn ich könnte, würde ich Borowitz gern einmal wiedersehen. Da das aber nicht sein kann, müssen wir es eben aufgeben. Nun tragen Sie die Socken in Gesundheit und schreiben Sie mir auch einmal, wie es Ihnen geht. Darüber würde ich sehr freuen. Ihre hochachtungsvoll ergebene Maruscha Kroschkin.“

Das alte Faktotum. Von Camille Lemonnier. Fünfzig Jahre hatte mein Großvater im Bezirk von Condroz das Leben eines Landadelmannes geführt. Zugrunde gerichtet durch seine Sorglosigkeit, sah er sich schließlich gezwungen, seinen Besitz zu veräußern. Er siedelte in die Stadt über, genau so wie andere, welche die gesellschaftlichen Anforderungen allmählich müde gemacht haben, sich auf dem Lande niederlassen. Von der zahlreichen Dienerschaft hatte er nur die alte gute Katharine bei sich behalten, die man allgemein Kato rief. Meine Großmutter war noch gerade zeitig genug gestorben, um nicht das Gland einer von Tag zu Tag heiteren Lage lernen zu lernen. Kato, diese unvergleichliche Dienerin, hätte noch den großen, letzten Kladderadatsch beschreiben können, wenn ihr Herr und Gebieter nicht auch ihren Bitten gegenüber das Leben eines Menschen beibehalten haben würde, der nicht gewohnt ist, mit dem Gelde zu rechnen. So aber vermochte sie nur den Augenblick um ein wenig zu verzögern, in dem Schloß und Gelände in fremde Hände übergingen. Mein Großvater, ebenso oberflächlich im Unglück, wie er es im Ueberflusse gewesen war, schien im Ueberflusse unter dem Wechsel der Lebensbedingungen zu leiden; ihn berührte durchaus nicht besonders die prälatre Stellung, die ihm das neue Leben in der Stadt aufzwang. Er brachte es eben nicht über sich, auf den Schein zu verzichten, und so hatte er in dem aristokratischen Viertel der Stadt ein Appartement von sechs Zimmern gemietet. Eine mehr als knappe Einrichtung ließ die Räume nur um so trostloser und kahler erscheinen. Er benutzte für sich selbst nur zwei Zimmer. Aber die Größe des Stodwertes rief ihm die ungeheure Flucht der Gemächer in dem alten Herrenhause in die Erinnerung, das er traurigerweise hatte aufgeben müssen. Die Weichheit der verbliebenen Gemächer seiner südlichen Wohnung schmiedete den Geflochtenheiten seiner ehemaligen Lebensweise. Kato bewohnte natürlich in demselben Stodwert einen Raum, dessen hohe Spiegelwände ihrer angeborenen Demuth fast eine Beleidigung dünnten. Die drei Fenster dieses prächtigen Gemachs aber führten auf die Wipfel eines von großen Mauern umfriedigten Parkes hinaus. Dieser Anblick tröstete sie schließlich über die Nothwendigkeit, ihr Ebenbild stets im Spiegel vor sich zu sehen, gleichsam als höhnende Karikatur jener noblen Damen, die vor ihr sich bewundert haben mochten. Kato führte die Kaffe. Das Geld hätte nicht hingereicht, die beiden zu ernähren, wenn die gute Seele nicht heimlich von den Erbsparnissen zugehoben haben würde, die sie während ihrer langen und reichthaffenen Dienstdienst-Laufbahn gemacht hatte. Mein Großvater konnte auf diese Weise sich einbilden, daß sie beide für den Rest ihres Lebens aller Sorgen enthaben wären. Ich glaube aber, die brave Frau muß sehr oft der bittere Gedanke beschlichen haben, daß ihr eigener Tod, sollte er vor dem ihres Herrn eintreten, ihm zugleich auch die letzte Erlösung nicht erparen würde. Mein Großvater hatte verlangt, daß das Aufwachen der Wohnung nicht Katos Sache sei. Die Pförtnerin mußte täglich die Stuben in Ordnung bringen. Ein Gerlach in der Nachbarschaft lieferte den Bedarf an Speise, und beiden wurde einzeln servirt. Sie sahen sich nur während des kurzen Besuches, den der Herr jeden Morgen seiner alten Vorsetzung abstattete. Die Kato zog zu dieser Gelegenheit stets ein almodisches Kleid über, das dort unten auf dem Lande ihren Sonntagstaat gebildet hatte. Er trat dann mit jenem entzündenden Lächeln auf sie zu, welches stets eines der Reize dieses unverbesslichen alten Herrn gewesen ist. Er erkundigte sich nach Katos Gesundheit und sprach ihr vom Lande draußen, wie wenn sie bald wieder dorthin überfiedeln sollten. In den getrübbten Augen der Greisin entfaltete sich dann ein neues Feuer. Seine schön gefetzten Worte endeten im Ueberflusse regelmäßig damit, daß er die treue Dienerin mit einem leichten Hüßeln um etwas Geld hängte. Die Thür schloß sich darauf hinter ihm. Und Kato legte flugs das grobe bäuerische Gewand wieder an, jenes Kleid und den Spenzer, die der Schweiß gestift und die Sonne verbrannt hatten; denn während der ganzen Zeit ihres Dienstes im Schloß hatte sie nie aufgehört, an den Arbeiten im Küchengarten theilzunehmen. Ich für meine Person empfand ein besonderes Vergnügen daran, Katharine aufzusuchen, wenn mein Vater, der „Adolant“, wie ihn nicht ohne eine gewisse Nuance böshafter Ironie mein Großvater nannte, mich zu solchen Pflichtbesuchen mitnahm. Meine Neugier fand stets neue überaus reizende Seiten heraus, wenn ich in ihr hochgedigtes Zimmer eintrat. Kato hatte dort einen Haufen bescheidener Erinnerungen an ihr Landleben und an ihre einstigen Beschäftigungen aufgeschapelt. Feldtrüder spröhten in Töpfen hinter den Fensterstößen. Sie hatte einen jungen Eigenthum und ein Rischhämchen mitgebracht, die

in im frischen Winde auf dem Balken aufzog. Geminde von Feldfrüchten mit Samenbündeln verstaubten, teuren Reliquien gleich, rings an den Wänden. Der Stamm selbst war mit Säcken voller Sämereien garnirt. Kato hatte es auch fertig bekommen, Salat in einer Suppenterrine zu züchten. Der vornehme Salon mit seinen grünen und goldenen Grundtönen ahnelte damit durchaus dem Laboratorium eines Kräuterkundlers. Die von den Jahren und topertlichen Plagen aufgeriebene sanfte Alte erzählte mir dann wunderbare Dinge. Es gab da zum Beispiel „bei uns“ ein Gehölz, das aussah, als ob Napoleon mit seinem Heere im Anmarsch wäre. Ein Drache spie in Sturmflammen Flammen in einer Höhle, aus welcher niemand lebendig heimgekehrt war. Eines Sommers, als man sich schon Peter und Paul näherte, war ein feiner Hagel gefallen, der die Früchte in eitel Juckerweiz verwandelt hatte. Eines Tages hatte ihr Vater, der alte Gärtner, einen Reicht in die Tafel der Herrschaft gebracht, in dessen Leib sich eine goldene Uhr vorgefunden hatte. Während sie so erzählte, belebte eine heftige Röthe ihr zerborstenes und rauhes Antlitz, das dem regenlosen Alter in der Augusthitze gleich. Ihre Bewegungen wiesen wie auf einen fernem, unsichtbaren Horizont. Mit einem leisen Erzittern der Lippen unterließ sie es nie, mir beim Verlassen zu sagen: „Ich möchte nicht eher sterben, als bis ich noch einmal den Geruch meiner Erde eingehathet habe.“ Sie gestand mir, daß ihr die Stadt zwei große Freuden bereite: der Trieb der Zweige, die über die Parkmauer hinwegstrebten, und des Morgens, wenn sie aus dem Fenster lehnte, der Anblick des langen Juges der in die Stadt kommenden Karren der Gemüßfrauen. Sie erhob sich schon, wenn der Morgen graute, nur um dieses Schauspiel nicht zu versäumen. Zuerst kam ein Karren, dessen Pferd wie im Schlafe dahinschlief; kurz hinterher ein zweiter, und alle krönten den Duft von frischem Gemüse aus, alle blühten und blinteten von bunten Gemüßen und Krautzeug. „Sehen Sie, junger Herr, das ist, als wenn der liebe Herrgott in Person die Straße entlang käme.“ Kato erkrankte dann eines Tages. Der Arzt verordnete sofortige Landluft. Sie hatte in ihrem Dorfe eine Nichte, die sie holen kann. Als es zum Abschied ging, mußte sie dem Großvater fest versprechen, zu ihm zurückzukehren, sobald es ihr besser gehen würde. Es geschah hierbei vielleicht zum ersten und letztenmal, daß dieser stets glückliche und leichtfertige Mann Thränen vergoß. „Sprich ein wenig von mir zu meinen Bäumen“, sagte er ihr mit einem Seufzer. Die alte Magd verlangte sofort nach ihrer Ankunft zu allererst zum Schloß geführt zu werden. Die neuen Besitzer waren nicht anwesend. Kato durchquerte die Höfe und betrat den Garten. Plötzlich, in demselben Augenblick, in dem sie den Jaun des Küchengartens hinter sich hatte, warf sie sich auf die Knie. Ihre Hände wühlten sich in die fette Erde, und lachend und weinend küßte sie diesen gebenedeiten Boden. In derselben Nacht schloß sie die Augen für immer. Nach dem Frieden von Tilsit kehrte Napoleon im Anfang des Augustmonats 1807 aus dem Felde zurück und wurde am 3. August auf der Durchreise nach Paris in Leipzig erwartet, wo das Frühstück eingenommen und umgepasst werden sollte. Giltig und schlaunig wurde vor dem Grimmaschen Thor eine gewaltige Triumphspore gezimmert, mit Kränzen geschmückt und mit der schmeichelfastest Inschrift versehen: „Fortunae reducti“ (der zurückführenden Glücksgöttin). Weißgekleidete Mädchen sollten Napoleon anführen, da Sachsen dem Rheinbunde beigetreten war, und sächsische Kavallerie binwarte die Nacht hindurch im Strahengraben vor der Stadt, denn der Kaiser war um 6 Uhr früh angelagt. Aber, o Tüde des Schicksals! Der Sieger von Jena und Friedland langte unerwartet schon um 5 Uhr an. Alle angemeldeten Deputationen lagen um diese Zeit noch im tiefen Schlummer. Die Kanonenschiffe erdröhnten, die sächsische Kavallerie stürzte sich auf, aber weder die Blüthe von Leipzigs Jungfrauen, noch die Wäler der Stadt hatten sich vom weichen Lager erhoben. Der bekannte Schauspieler Heinrich Anshütz erzählt als Augenzeuge: Ich war zufällig spät (oder vielmehr sehr früh) heimgekommen und erreichte die Post, als gerade der Wagen Napoleons mit frischen Pferden bespannt wurde. Bald erschien auch der endlich flüchtige gemordene Theil des Stadtrathes, aber bevor er sein „Großmächtigster, Unüberwindlichster“ oder dergleichen vorbringen konnte, lehnte sich der Adjutant des Kaisers aus dem Wagen-schlage und bemerkte, daß seine Majestät schlummerten und keine Orber gegeben hätten, sie zu wecken. Tief in die Erde gedrückt, sah den Mann des Jahrhunderts lebend, ein Tuch über



Barter Wein. Tourist: „Was bedeutet denn der Denkstein hier?“ Führer: „Den habe ich aufgestellt. An dieser Stelle gab mir ein Herr einmal zwanzig Mark Trintgeld!“

das Antlitz geworfen. Ein Weitschinn! und fort ging es in halber Karriere, die sächsischen Kürassiere hinterdrein zum Ranfäbder Steinweg hinaus nach Lindenu, und erst hier nahm Napoleon das Frühstück ein, auf welches Leipzig so stark gepocht hatte. Raum war der Gegenstand der Feier verschwunden, so flatterten gleich einer Schaar weißer Tauben aus allen Straßen die Festmüßchen herbei, und fast die ganze Stadt hatte sich aus den Federn losgerunden, und die Straßen füllten sich mit erwartungsvollen Zuschauern, die nun von dem Mißlingen des projektirten Triumphzuges Kunde erhielten. Unter dem homerischen Gelächter der Menge trabten so schnell wie möglich nach Hause, um sich den Blicken der Spötter zu entziehen. Ein Denkmal der Renaissance. Das Schloß von Jfogne, eines der schönsten und besterhaltenen Denkmäler dieser Art in dem an Ritterbürgereichen Thal von Aosta, ist dieser Tage von seinem bisherigen Besitzer, dem Turiner Maler Vittorio Aondo, dem italienischen Staat geschenkt worden, mit der Bedingung, daß er es als Sehenswürdigkeit inhand halte. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts von Graf Georg, von Challand erbaut, war der stattliche vierstöckige, äußerst einfache Bau am Wisenauer der Dora Baltea, gegenüber dem hochgelegenen Kastell von Verres, lange Zeit ein Lieblingsaufenthalt. Der fast das ganze Thal beherrschenden mächtigen Familie Challand. Auch die französischen Könige Carl XI. und Ludwig XII. haben bei ihren Italienfahrten das Schloß bewohnt, das in seiner innern Ausstattung und Einrichtung heute eine wahre Schatzkammer mittelalterlicher und Renaissancekultur ist. Die schmiedeeiserne Zier des Hofbrunnens in Gestalt eines Granatbaums, die Malereien der Hofwände mit Stammbäumen, Wappen, mythologischen Darstellungen und sieben hochinteressanten genuesischen Fresken unter den Lauben des Eingangs, die Wandmalereien der Bewohner des 15., 16. und 17. Jahrhunderts in Form von Sprüchen und Namensinschriften, sowie endlich die Fülle von altem silbernen Hausrath, den Vittorio Aondo seit 1872 darin mit liebevollem Verständnis zusammengebracht hat, machen das Schloß von Jfogne zu einem stimmungsvollen Museum der Renaissancezeit und einer hervorragenden Sehenswürdigkeit des schönen piemontesischen Apenthals. Fünf Menschenleben um einen Diamanten. Fast alle berühmten Diamanten haben eine Geschichte. So war der im russischen Kronschatz befindliche „Schah“ einst die Zierde des persischen Herrschers Nadir Schah. Ein afghanischer Soldat stahl ihn und entfloß damit, wurde jedoch von drei armenischen Brüdern geblödet, als er ihn gerade einem Juwelier verkaufen wollte. Um ihr Geheimniß löbten sie auch den Juwelenhändler. Der älteste der drei Armenier brachte seinen beiden Brüdern Gift bei und wurde so der alleinige Besitzer des Diamanten. Um seinen Schatz zu veräußern, reiste er nach Europa. Katharina II. von Rußland erstand den „Schah“ für zwei Millionen Mark. Schahs, der Armenter, erfreute sich aber nicht lange seines über erworbenen Reichthums; nach zwei Jahren wurde er durch seinen Schwiegerohn vergiftet. Seine Leibweise. Onkel: „Was ist denn Deine Leibweise, Karlehen?“ Karlehen: „Vide Erbsen; da werde ich immer so frant, daß ich aus der Schule fortbleiben kann!“ Ein Wuthiger. Schuymann (zu einem unheimlichen Menschen): „Ich beobachte Sie jetzt schon seit einer Stunde. Unausführlich schleichen Sie wie ein Verbrecher um dieses Haus. Sie warten wohl auf eine Gelegenheit, um einzubrechen?“ Der Verdächtige: „Ei Herzjese, mein lutes Herrchen. Ich beabsichtige gar nichts Weses. Ich will Sie bloß hier einen Zahn ziehen lassen.“

Oute Antwort. Lehrer (rezitierend): „Da werden Weiber zu Hyänen; wo kommt das vor, Huber?“ Huber: „In der Ehe.“ Ausgleich. Braut: „Nicht wahr, lieber Adolar, den Hauschlüssel überläßt Du mir?“ Bräutigam: „Meinetwegen sollst Du ihn haben — dafür nehme ich aber den Klavierschlüssel in Verwahrung.“ Betrachtung. „Zeit ist Geld,“ heißt es, deshalb haben auch so viele Menschen, wenn sie Rechnungen bezahlen sollen, meist keine Zeit dazu. Von zwei Neben das Kleinere. „Sie können doch in diesem strömenden Regen nicht auf die Straße geben; bleiben Sie, bitte, bei uns zum Abendbrod.“ „Oh, so schlimm ist das Wetter doch nicht.“ Anders gemeint. Mann: „Eine schlechte Eigenschaft hast du, daß du nämlich niemals meine Tacten untersuchst!“ Frau: „Und das nennst du eine schlechte Eigenschaft?“ Mann: „Natürlich, sonst würdest du finden, daß sie alle zerrissen sind!“ Mehr als eine. „Was würden Sie, wenn Ihnen eine gültige Fee die Wahl ließe, vorziehen: Reichthum oder eine schöne Frau?“ „Natürlich Reichthum — die schöne Frau würde sich dann schon finden.“ Gble Rede. „Na, was macht dein treuer Freund und Stubengenosse Müller?“ „Der? Mit dem bin ich ganz auseinander. Er fing einmal aus irgend einem Grunde Streit mit mir an und da perforte ich ihm in der Wuth —“ „Eine Feinspeise?“ „Rein, seine Uhr!“ Dressurwunder. Menageriebefizher: „Hier in diesem Käfig sehen Sie, meine Herrschaften, das Wunder der Dressur: einen ausgewachsenen Tiger einen Steppenwolf und ein Schaf, die in größter Verträglichkeit zusammenleben.“ Ein Herr: „Wie lange haben Sie die Thiere schon?“ Menageriebefizher: „Bereits drei Jahre. Es ist auch nie das Geringste passiert; nur das Schaf hat im Lauf der Zeit einigemale erneuert werden müssen.“ Ein lieber Mensch. A.: „Sie sind also jetzt auch verheirathet? Ich hatte keine Ahnung davon!“ B.: „Erinnern Sie sich denn nicht, daß Sie mich dem Fräulein Reinfeld im Hause Ihrer Eltern selbst vorgestellt haben? Sie ist jetzt meine Frau!“ A.: „Ach, das thut mir aber schrecklich leid! Na, hoffentlich tragen Sie mir's nicht nach!“ Salomonische Weisheit. A.: „Herr Rath, Sie sind doch ein so gescheidter Mann, sagen Sie mir, wer ist glücklicher daran: Ein Mann, der 100,000 Mark hat, oder einer, der sieben Töchter hat?“ „Offenbar der, der sieben Töchter hat!“ A.: „Wiezo?“ „Einer, der 100,000 Mark hat, wünscht sich mehr; Einer, der sieben Töchter hat — nicht!“ Der Untröstliche. Er: „Dora, Ihre ablehnende Antwort auf meinen Antrag hat mir einen Schlag versetzt, von dem ich mich wohl nie vollständig erholen werde. Von diesem Tage an erlittet kein Weib mehr für mich auf der Welt! (Er birgt sein Gesicht in das Sophatissen.) Sie: Verurtheilen Sie sich doch. Es gibt noch so viele junge Damen, die Sie glücklich machen werden als ich. Ich kenne sogar ein junges Mädchen, die ausgezeichnet zu Ihnen passen würde. Sie stammt aus sehr guter Familie.“ Er (sich aufrichtend): „Hat sie Geld?“